

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 64 (1944)

Artikel: Wie zwei junge Aargauer Zürich in den fünfziger und sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts erlebten
Autor: Riggli, Julia
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985478>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wie zwei junge Aargauer Zürich in den fünfziger und sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts erlebten.

Von Julia Niggli.

I. Das Radettenfest in Zürich.

1. bis 5. September 1856.

Drei Ellen gute Bannerseide,
Ein Häuflein Volkes ehrenwert,
Mit klarem Aug' im Sonntagskleide,
Ist alles, was mein Herz begehrt!
So end' ich mit der Morgenhelle
Der Sommernacht beschränkte Ruh
Und wandre rasch dem frischen Quelle
Der vaterländ'schen Freuden zu.

Gottfried Keller.

Es war im Sommer 1856.

„Felix ist Radettenhauptmann geworden und hat eine blaue Schärpe mit Silberquaste und einen weißen Federbusch auf dem Käppi“, erzählte Bethli Wartburg voll Stolz der Freundin. Ein zartes Rot übersflog Meielis Wangen, denn Felix war in seinen Augen das Ideal eines Bruders. Da es selbst keinen Bruder besaß, hatte es Felix Wartburg in sein Herz geschlossen, und alles, was ihn betraf, erweckte seine tiefste Anteilnahme.

„Und weißt du, im September findet in Zürich ein großes schweizerisches Radettenfest statt, und unsere Aargauer Korps sind dazu eingeladen.“

Anmerkung der Redaktion: Die hier zum Abdruck gelangenden drei Kapitel sind der in nächster Zeit erscheinenden Erzählung „Bernhardine und ihre Kinder“ entnommen. Wir danken der Verfasserin für das uns in freundlicher Weise überlassene Recht der Erstveröffentlichung.

„Das gibt sicher eine prächtige Parade und ein Manöver —, wenn wir nur auch hingehen könnten!“ erwiderte Meieli.

Dies war leider nicht möglich, aber in der Morgenfrühe des 1. Septembers wohnten die Mädchen wenigstens der festlichen Abfahrt der Aarauer Kadetten bei. Schon um fünf Uhr hatten sich alle Korps reisefertig am Graben versammelt. Dichter Nebel wallte über dem Aaretal; die Leiterwagen standen bei der Taubstummenanstalt vor der Stadt draußen bereit. Trotz der frühen Stunde hatten sich Eltern und Geschwister der jungen Krieger zum Abschied eingefunden.

Lange schon, bevor die im festen Taktschritt marschierenden Kadetten aus dem Nebel auftauchten, hörte man das klingende Spiel der Musik und das Rasseln der Kanonen auf dem holperigen Pflaster. Voran schritt der Fähnrich mit weißseidenem Banner, dessen Inschrift „In concordia felicitas“ von einem grünen Kranz gestickter Eichenblätter umrahmt war; dann kamen die Tambouren und das Musikkorps, hinter diesen die ganz Kleinen, Knaben vom elften Altersjahre an, die es sich nicht eingestehen wollten, daß das Gewehr auf ihren Schultern lastete. Die militärischen Übungen waren für die Kantons- und Bezirksschüler obligatorisch, aber auch Gemeindeschüler konnten mit Zustimmung des Vaters nach zurückgelegtem elften Altersjahre in das städtische Korps eintreten, das seine Waffenübungen getrennt von den Kantonschülern abhielt. Militärische Festlichkeiten wurden jedoch immer gemeinsam gefeiert. In strammer Haltung führte Felix seine Kompagnie der „Blauen“ an und ließ sich nicht stören, als Bethli und Meieli ihn beim Namen riefen; nur ein Winken seiner hellen Augen gab ihnen Antwort. Nach den Bezirksschülern trat das Kantonschülerkorps auf. Den stattlichen Jünglingen standen die blauen Waffenröcke mit den roten Epauletten trefflich an. Der Grenadierhauptmann Karl Fröhlich überragte alle durch seine Größe. Zum erstenmal trugen die Kadetten anstatt der weißen blaugraue Beinkleider. Jeder war mit einem kleinen Tornister ausgerüstet. Die abgeschabten Patronentaschen hatte man mit neuen Deckeln versehen und alle Gewehre gegen neue vertauscht, denn es lag der Kadettenkommission am Herzen, daß das Aarauer Korps am Zürcher Fest mit Ehren bestehe. Mit Freudensrufen begrüßten die Wartenden jede neue Kompagnie, und mancher Mutter wurden die Augen feucht beim Anblick

der munteren Knabenschar, denen die militärischen Übungen jetzt noch ein frohes Spiel bedeuteten, und die doch schon alle Kräfte dafür einsetzten, als gälte es ernst.

Bevor Felix in seinen Wagen stieg, kam er, um sich von den Eltern und den Mädchen zu verabschieden. Mathilde, die neben seiner Mutter stand, reichte ihm eine glutrote Granatblüte:

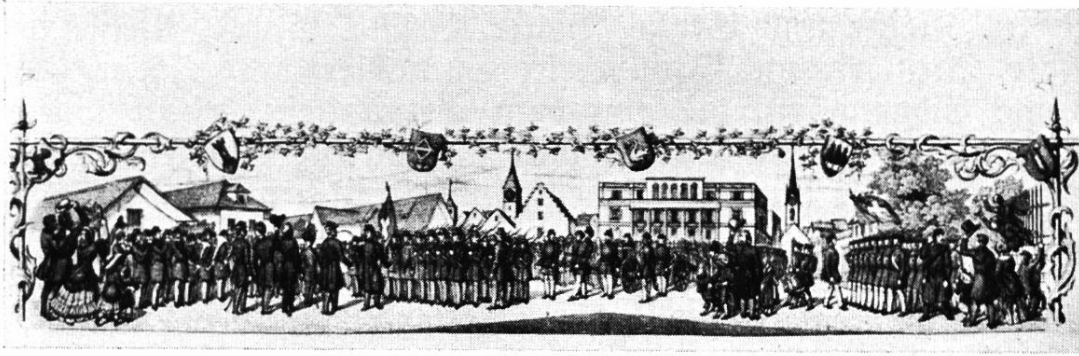
„Es ist die einzige, die ich noch finden konnte, du sollst sie haben!“

Fest drückte Felix ihre Hand und ein Leuchten verklärte sein Antlitz.

„Leb wohl!“ — „Bleib gesund!“ — „Komm bald wieder!“ — tönte es um ihn herum. Ein letzter Händedruck; Felix schwang sich auf den Wagen, das Zeichen zur Abfahrt wurde gegeben. Unter dem Jubelgeschrei der Radetten setzten sich die Fuhrwerke in Bewegung, zuletzt der Schützenkajison und der Rüstwagen.

Durch den düstern Rohrerwald ging's nach Wildegg. Allmählich durchbrach die Sonne die Nebelschwaden; sie sickerte von den Binnen des Schlosses hinunter zur Aare, deren Fluten sich am Wildenstein vorbei wie ein breites Silberband nordwärts wanden. Am Fuße des Wülpersberges, gekrönt vom alten Turm der einstigen Habsburger Feste, schlief in stiller Weltabgeschiedenheit Bad Schinznach, rühmlichst bekannt durch seine heißen Schwefelquellen.

Die Wagenkolonne erreichte Brugg, Königsfelden und Windisch, in alten Zeiten die Römerstadt Vindonissa. Dort wurde der erste Halt gemacht, um die Pferde zu tränken und zu füttern. Über die Reußbrücke ratterten die Fuhrwerke weiter nach Baden, dem Ausgangspunkt der Eisenbahn nach Zürich. Außerhalb des Zürcher Tores, im Gasthof „zur Waage“, war das Mittagsmahl für die Aarauer Radetten gerichtet. Als sie den Hunger gestillt, sahen sie sich das Städtchen an. Es wimmelte in den Straßen von Radetten, und beständig zogen neue Korps mit fliegenden Bannern durch das Stadttor ein: die Brugger, die Lenzburger, die Aarburger, unter denen Felix Wartburg zu seiner Freude Vetter Hans Thormann fand, die Reinacher, Zofinger, Rheinfelder, alle im schönsten Waffenschmuck, das Herz geschwellt von stolzer Begeisterung. Am Bahnhof warteten 36 Eisenbahnwagen mit zwei Lokomotiven bespannt, um die Scharen nach Zürich zu befördern. Ein schallendes Lebehoch



auf Baden ertönte, als sich der Zug um zwei Uhr in Bewegung setzte und in den Schloßbergtunnel hineinfuhr. In Dietikon stiegen noch die Kadetten von Bremgarten und Muri ein. Welch Erlebnis für manchen Kleinen, zum erstenmal in seinem Leben mit der Eisenbahn zu fahren! Spanischbrötli-Bahn nannte man sie, nach den leckeren spanischen Brötli, die als Spezialität der Bäderstadt jeweilen von den Zürcher Gästen mit nach Hause genommen wurden. Am 9. August 1847 hatte das Dampfroß sein Züglein erstmals von Zürich nach Baden gezogen, zu einer Zeit, wo es im Schweizerlande noch keine andere Eisenbahn gab. Schwarzer Rauch fauchte aus den Raminen der beiden Lokomotiven und bildete einen langgezogenen Schweif über die Wagenkette hin. Die Begeisterung der Kadetten erreichte ihren Höhepunkt, als sie, von Hurra-rufen begrüßt, in den Zürcher Bahnhof einfuhren. Unter dem Wirbel der Tambouren ordneten sich die Kompagnien zum Einzug in die Stadt und marschierten, von einer Ehrenwache begleitet, nach dem Kasernenplatz, dem heutigen Paradeplatz, auf dem sich sämtliche Festteilnehmer versammelten. Trotz der Hitze bildete eine zahllose Menschenmenge auf den Straßen Spalier und jubelte jedem neuen Korps zu. Blumen und bunte Teppiche schmückten die Häuser und überall wehten blau-weiße Fahnen. Bald rückten auch die Kadetten aus der Nord- und Ostschweiz ein, die Schaffhauser, Thurgauer, St. Galler und Appenzeller, die Winterthurer mit ihrer flotten Musik. Ein Schiff brachte die Luzerner, die Tessiner — denen man die fünftägige Fußreise über den Gotthard an den verstaubten Schuhen und Tornistern ansah —, die hellblauen Bündner, ein Häuflein Glarner und die Korps von Wald, Horgen und Wädenswil, teilweise nach alter Väter Sitte noch hohe Krawatten tragend, so daß sie nicht anders konnten, als die Hälse stolz zu

recken. Kleine und Große, Blaue, Grüne, Graue, Weiße und Rote, Artillerie und Infanterie, Grenadiere und Jäger, alles junge Eidgenossen, die von dem Bewußtsein erfüllt waren, Söhne eines freien Vaterlandes zu sein, für das jeder bereit war, nicht nur im Kampfspiele, sondern auch im Ernstfall einzustehen.

Auf dem Kasernenplatz hieß der eidgenössische Oberst und zürcherische Regierungsrat Eduard Biegler, der den Oberbefehl über die ganze Armee führte, die Kadetten willkommen und erteilte ihnen den Tagesbefehl. Unter den Tönen des Fahnenmarsches wurden die Banner abgegeben und dann die Festkarten und Quartierbillette in Empfang genommen. Es gab kaum eine Zürcher Familie, die es sich nicht zur Ehre anrechnete, einen oder mehrere der jungen Krieger bei sich aufzunehmen. Felix Wartburg fand mit Hans Thormann bei seinem Vater Professor Wirz am Hirschengraben freundliche Unterkunft. Am Abend lockte der große Zapfenstreich von 124 Tambouren und einem Wirbel jedermann ins Freie. Die Kadettenmusikkorps wetteiferten miteinander, ihre schönsten Stücke zu spielen; die Luzerner jedoch taten es allen zuvor, sie spielten, daß einem das Herz im Leibe lachte. Kaum war die Retraite verklungen, so entlud sich ein Gewitter; die herumschwärmende Menschenmenge verteilte sich, und jeder eilte vor dem Regen unter das schützende Dach.

*

Am folgenden Morgen fand auf dem Turnplatz bei der Kantonschule die Eröffnungsfeier statt. Der Regen hatte die ganze Nacht über angehalten, doch die 22 Kanonenschüsse und die Tagwache um halb sechs Uhr vertrieben die grauen Wetterwolken. Der Festzug bewegte sich unter fliegenden Fahnen und schmetterndem Trompetenklange, ohne von einem Tröpfchen Regen betroffen zu werden, von der Kaserne zur Kantonschule hinauf, begrüßt von einer tausendköpfigen Menschenmenge. Jeder Kompagnie voran gingen die Sappeure mit dem blanken Beil, ihnen folgten der Tambourmajor, die Tambouren und die Musik, hierauf der Kommandant und dann in geschlossenen Reihen die ganze Armee von 3500 Kadetten mit 15 Geschützen. Auf ein Signal hin fingen alle Glocken des Großmünsters zu läuten an. Die Behörden ordneten sich in der Mitte des Platzes,

zu beiden Seiten der Rednerbühne. Als die Glocken leise verklangen, erschallte weithin die Nationalhymne „Rufst du, mein Vaterland“.

Über den rauhen Stimmen der Jünglinge schwebte hell der Sopran der kleinen Radetten; mit Inbrunst schmetterten sie alle das Lied von der Treue zum Vaterland hinaus. Sie mußten ihrem Glücksgefühl irgendwie Ausdruck geben, und auch der Schüchternste sang mit tiefer Hingabe. Der Festpräsident, Erziehungsrat Diakon Fries, begrüßte die jungen Krieger in einer ergreifenden Ansprache: „Unser Vaterland ist Eurer Liebe wert, es will und bedarf ihrer. Doch Ihr müßt Euch der Heimat, dem teuren Vaterland, durch Gelübde und Taten würdig erweisen.“

Solche Gedanken führte er aus, und sie fielen auf guten Boden und trugen Frucht. Gottfried Kellers Lied „Waffensegnen der schweizerischen Radetten¹⁾“, das er eigens für das Fest geschrieben hatte, schloß die erhebende Feier.

Vaterland! um deinen Segen
Fleh'n wir, die wir vor dich legen
Unsrer Erstlingswaffen helle Reih'n,
Dir sie ernst und treu zu weih'n.

Geist der Väter! Tapfre Ahnen!
Wohnt uns bei mit lautem Mahnen,
Daß wir, jung bewehrt, schon auf der Hut,
Wahren lernen jedes Gut.

Daß sich fort und fort erneue
Geist der Ehre, Lieb und Treue!
Wenn dazu des Mutes Banner weh'n,
Wird die Freiheit auch besteh'n.

Laßt uns mit gestähltem Herzen
Unsrer Tage nicht verscherzen!
Daß in ferner Jahre Ehrenschein
Selbst wir dürfen Ahnen sein.

Los, das uns ist überkommen,
Ja, wir haben's übernommen!
Ründ' es allen, froher Weih'gesang,
Beug' es, junger Waffenklang.

¹⁾ Aus „Lieder zum Radettenfest in Zürich und Winterthur 1856“. Dieses Lied wurde nicht in die Gesammelten Werke aufgenommen.



Die Armee defilierte am Rathaus vorbei, vor dem sich die Behörden aufgestellt hatten; dann ging's über die Brücke nach dem Rennweg und durch die Löwenstraße an den Bahnhof, denn die Stadt Winterthur hatte die Kadetten eingeladen, einen Tag dort zu verbringen. Leider war der Himmel grau umwölkt, vereinzelte Tropfen fielen, und bald rauschte Regen nieder, der bis zum Abend nicht mehr aufhören sollte.

Drei lange, doppelt bespannte Züge führten die Knabenschar nach Winterthur. Oberst Ziegler und andere hohe Offiziere, so Oberst Schwarz, Divisionsarzt Wieland und Major Seifert, stiegen zu den größeren Kadetten in die offenen Wagen — man hatte nicht genug Personenwagen — und fuhren stehend mit. Verschiedene Kompagnien mußten warten, bis die Züge zurückkamen und auch ihnen das Signal zum Einsteigen gegeben werden konnte.

Die Fahrt durch den stockfinsternen Tunnel gab Anlaß zu allerlei Schabernack, und trotz der Nässe herrschte in den Wagons das fröhlichste Treiben, bis Kanonenschüsse die Ankunft in Winterthur verkündeten. Ach, wie gerne hätte die Stadt ihren Gästen Sonnenschein beschert, aber der Himmel hatte kein Einsehen! Um so herzlicher war die Aufnahme der Kadetten in den gastfreundlichen Winterthurer Familien. Mit fünfzig Kameraden fand Felix Unterkunft bei der Familie Rieter „zur Glocke“, welche aufs beste für die künftigen Vaterlandsverteidiger sorgte; es gab nicht nur ein solennes Mittagsmahl, sondern auch trockene Strümpfe und Stiefel für die Durchnäßen.

Da ein Manöver wegen des schlechten Wetters unmöglich war, versammelte sich am Nachmittag eine andächtige Zuhörerschaft in der Kirche, um einem Konzert des genialen Organisten Theodor Kirchner zu lauschen. Aus Hunderten von jungen Kehlen erschallte am Schlusse der Schweizerpsalm, und mächtig durchbrausten die Worte das Gotteshaus:

Fährst im wilden Sturm daher,
Bist Du selbst uns Hort und Wehr,
Du, allmächtig Waltender, Rettender!
In Gewitternacht und Grauen
Laßt uns kindlich Ihm vertrauen.
Ja, die fromme Seele ahnt
Gott im hehren Vaterland.

Um 5 Uhr wurde zur Sammlung geschlagen und im Parademarsch ging's durch alle Straßen der Stadt. Selbst der griesgrämige Wettergott mußte Freude an den jungen Kriegern haben, denn er schickte von Zeit zu Zeit einen Sonnenblick vom trüben Himmel herab. Winterthur war großartig dekoriert; vor jedem Hause flatterten Fahnen, und Kranzgewinde überquerten die Straßen, in denen sich nicht nur die ganze Bevölkerung aufgestellt hatte, sondern auch aus den umliegenden Dörfern in Reih und Glied die Abc-Schützen, die mit staunenden Augen das seltene Schauspiel so vieler bunter Uniformen betrachteten und frohbeglückt den Marschweisen der Musikkorps lauschten.

*

Spät abends schieden die Radetten von Winterthur, und noch lange tönte ihr jubelnder Dank in die Dunkelheit hinaus. Den Zürcher Bahnhof beleuchteten Pechfackeln, und, da der Regen nachgelassen hatte, flammten ringsum bengalische Feuer auf und entzündeten die Festfreude der Knaben aufs neue. Auf dem Fraumünsterplatz wurden die Korps entlassen. Alles strömte in die Quartiere zurück.

„Wie war's in Winterthur?“ fragte Frau Wirz ihre Schützlinge.

„Großartig!“ erwiderten beide und erzählten freudestrahlend ihre Erlebnisse. „Hoffentlich hast du dich nicht erkältet“, wandte sie sich an Felix, der blaß ausah, „todmüde

wirst du sicher von dem vielen Defilieren sein“. „O nein, wenn so viele Menschen auf einen schauen, hat man doch keine Zeit, an Müdigkeit zu denken!“ Frau Wirz lächelte und drückte Felix liebevoll die Hand.

Der nächste Morgen bot Felix und Hans, die beide Frühaufsteher waren, Gelegenheit, die Sehenswürdigkeiten Zürichs zu betrachten. In der Wasserkirche bewunderten sie die Statuen Lavaters und Pestalozzis, sowie die kostbare Mineraliensammlung im oberen Stockwerk. Dann gingen sie in die Zeughäuser und in das Naturalienkabinett, das sich in der Hochschule am Münzplatz befand. Die vielen Merkwürdigkeiten erweckten ihr größtes Interesse. Um 11 Uhr war Versammlung auf dem Kasernenplatz. Oberst Ziegler teilte den Kadetten zu ihrer Freude mit, daß sie einen Tag länger in Zürich bleiben dürften, weil das Wetter noch nicht gestatte, das geplante Manöver in Schwamendingen auszuführen. Statt dessen fand eine Feldübung auf der Wollishofer Allmend statt, und der Abend vereinigte die junge Armee am Bankett in der Festhalle; man hatte dafür das neue Zeughaus im Sihlwiesli ausgeräumt und prächtig geschmückt. Es ging dabei so laut und fröhlich zu, daß die Lebenslust nicht zu hemmen war. Bald wurde diesem, bald jenem Kadettenkorps ein Lebehoch gebracht; Fanfaren ertönten, die Musikkorps spielten ihre schönsten Stücke, dazwischen erfreuten Gesangsvorträge. Die Kadetten hatten die Lieder, die am Zürcher Fest im Gesamtchor gesungen wurden, zum voraus einstudiert. Vier Taktschläger, an gut sichtbaren Stellen postiert, und zwei Musikchöre sorgten für Rhythmus und Taktfestigkeit. Am besten gefiel Felix das frische Marschlied:

Was eilt zu Tal der Schweizerknab'
Und wandert aus den Toren?
Er fährt den Strom und See herab,
Was hat er wohl verloren?

Heiho! Heiho! er sucht geschwind
Und findet seine Brüder,
Bis hundert und bis tausend sind
Und dreimal tausend wieder!

Hei seht! er schwärmt von Haus zu Haus
Und will schon Eisen tragen!
Sie zieh'n mit Wehr und Waffen aus
Und auch mit Stück und Wagen.

Und auf des Herbstes goldner Au
Erglänzt in langen Bügen
Der Jugend fedte Heereschau,
Und ihre Fahnen fliegen.

Von hundert Trommeln ist der Klang
Zum Vorgeh'n dumpf zu hören;
Das Blachfeld hier und dort entlang
Wallt Rauch aus tausend Röhren.

Der Eidgenossen Oberst schlägt
Zufrieden an den Degen;
Er ruft, von frohem Mut bewegt:
„Die Saat, die steht im Segen!“

Und wie im hohen Schweizertann
Die alte Brut gesungen,
So wehr' dich, guter Schweizermann!
So pfeifen auch die Jungen!

„Unser Dichter Gottfried Keller hat den Text geschrieben“, verkündete voller Wichtigkeit ein Zürcher Radett den Aarauern am benachbarten Tisch, „seht, dort steht er, er hat die Aufsicht über unsern Tisch!“

Jubelnd umringten die Knaben den Dichter und jeder wollte mit ihm anstoßen. „Herr Keller lebe hoch, hoch, hoch!“ erklang es aus Hunderten von Kehlen. Erstaunt blickten sich die Zürcher an: War denn ihr Dichter auch im Aargau bekannt? fragten sie sich, und Stolz schwellte ihre Brust.

Der große, von Statur so kleine Poet drückte voller Freude den Aarauern die Hände, und er, der heimlich gelächelt hatte, weil so vielen Zuschauern beim Umzug der „Kleinode der Zukunft“ — wie Keller die Radetten nannte — die Tränen in die Augen geschossen waren, konnte sich nun selbst der Rührung nicht erwehren. „Es ist Zeit, daß ihr an euren Tisch zurückkehrt“, brummte er endlich, „ich muß ja für Speis und Trank meiner Jungmannschaft sorgen.“

Die Aarauer Radettenmusik stimmte ihr Leibstück an, den „Krönungsmarsch“ aus der Oper „Der Prophet“, und erntete damit brausenden Beifall.

*

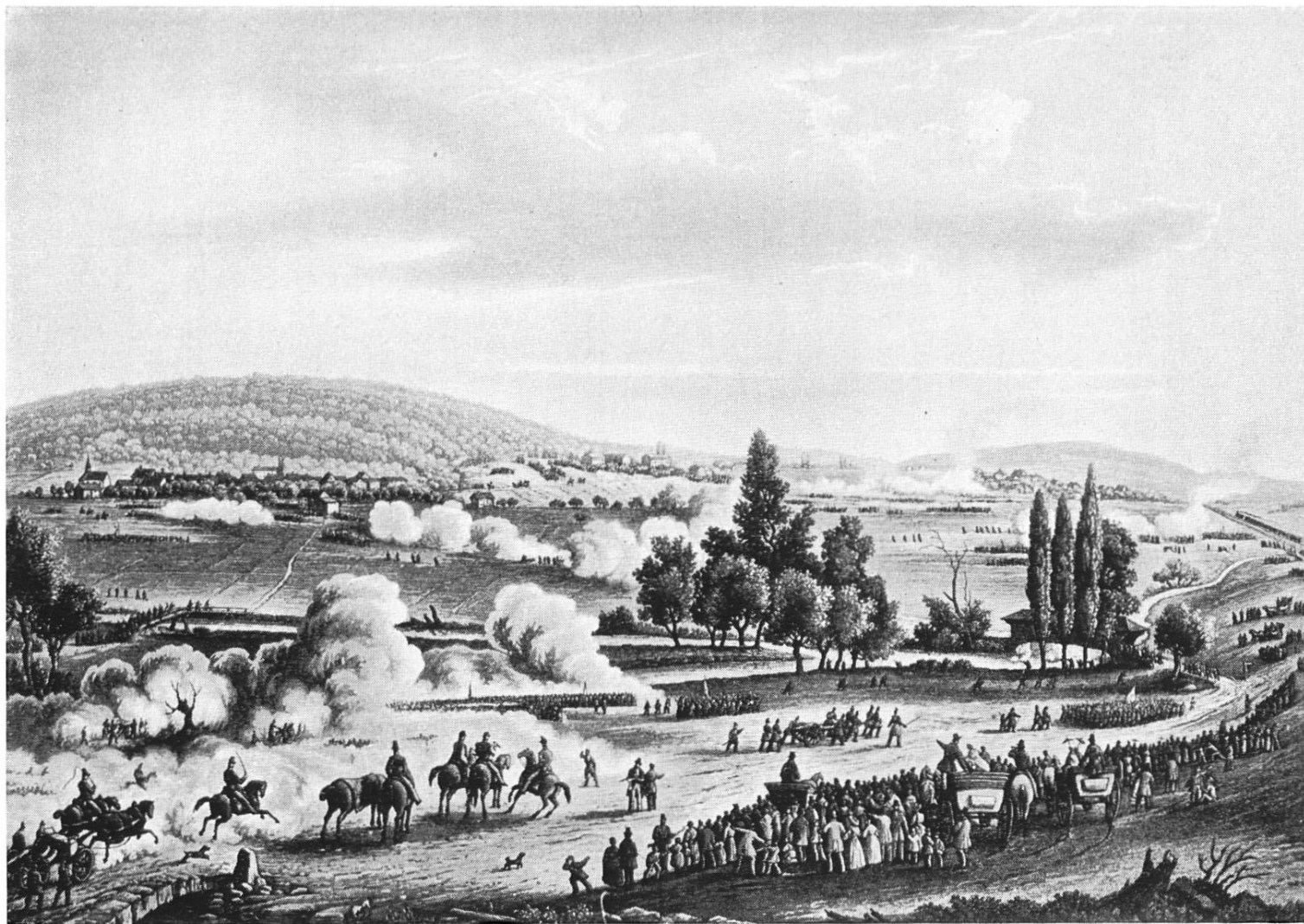
Die Freude war groß, als am 4. September ein heiterer Himmel über Zürich lachte. Um acht Uhr sammelten sich die Radetten zum Appell auf dem Kasernenhof und nahmen ihre

Patronen — jeder fünfzig Stück — und Bündhütchen für das bevorstehende Feldmanöver in Empfang. Mit militärischen Ehren wurden die Fahnen abgeholt. Dann zogen Ostkorps und Westkorps in getrennten Kolonnen ab. Kinder streuten Blumen auf den Weg; ein sanfter Wind bewegte die Fahnen hin und her. Vor der Stadt draußen hatte sich das Landvolk in den Wiesen aufgestellt, um den Vorbeimarsch der Truppen zu sehen.

Das Kadettenmanöver sollte die Kämpfe zwischen Massena, der im Jahre 1799 die Franzosen in der Schweiz befehligte, und Erzherzog Karl von Österreich in Erinnerung rufen. Die Kolonnen des Westkorps — die Franzosen — machten bei Schwamendingen halt und warteten, bis das Offensivkorps — die Österreicher — bei der Herzogenmühle Stellung genommen hatte. Drei Divisionen und die ganze Zürcherbatterie hatten die Aufgabe, die Straße nach Örlikon zu verteidigen und, wie einst die Franzosen, den Brückenschlag über die Glatt möglichst lange zu verhindern. Ein Schuß gab das Zeichen zum Anfang des Gefechtes, das sich von den Ufern der Glatt allmählich bis an den Zürichberg und die umliegenden Hügel hinzog. Es schien den Knaben, als seien sie in einer wirklichen Schlacht. Todesmutig stürzten sie sich auf den Feind. Gebäude, Gärten und Einzäunungen durften nicht betreten werden; auch Felder, welche Schaden hätten erleiden können, galten als unwegsam. Nur so konnte die Angriffslust der Übereifrigen in den Schranken gehalten werden.

Lange wogte der Kampf hin und her. Als die von Felix befehligte Kompagnie mit weithinschallendem Hurrageschrei einen Hügel hinanstürmte, ertönte zum großen Leidwesen aller das Signal zur Beendigung des Manövers. Verteidiger und Angreifer vereinigten sich friedlich auf der Landstraße und ordneten sich zum Abmarsch in die Stadt. Siegestrunken zogen sie mit von Pulverdampf geschwärzten Gesichtern nach Zürich zurück.

Am Abend wurde ein Feuerwerk abgebrannt, wie es Hans und Felix noch nie gesehen hatten. Das Hauptstück stellte eine belagerte Stadt dar, die aber alle Angriffe glücklich zurückwies. Nach dem Abzug der Feinde wird sie illuminiert. Zischend steigen Raketen gen Himmel, der sich unergründlich von Hügel zu Hügel über dem dunklen See wölbt. Die ewigen Sterne



Feldmanöver der Kadetten am 4. September 1856 zwischen Wallisellen,
Schwamendingen und Örlifen

wetteifern in ihrem Glanze mit den vergänglichen des Feuerwerkes. Wie gleißendes Gold sprühen diese auf, zerteilen sich in feurige Funkengarben und sinken langsam verglühend erdwärts. Und all die Lichter spiegeln sich im See, über den der Mond silbern schimmernd dahinzieht. In den Dörfern längs der Ufer leuchten Lichtlein auf, jedes Runde gebend von einer Wohnstatt, die im Frieden der Heimat ruht.

*

Beim Frühstück am folgenden Morgen teilte Herr Wirz den Knaben mit, daß, während sie sich des Zusammenseins mit jungen Miteidgenossen erfreuten, in Neuenburg die Royalisten das Vaterland verraten hätten.

„Sie haben sich in der Nacht vom 2. auf den 3. September erhoben und unter der Führung von Oberst von Pourtales das Schloß eingenommen, den nichts ahnenden Staatsrat gefangen gesetzt und die schwarz-weiße Fahne auf dem Rathaus gehißt.“

„Haben sich denn die Republikaner nicht zur Wehr gesetzt? — Neuenburg will doch nicht preußisch sein!“ rief Felix aus.

„Nein, das will es nicht. Noch in derselben Nacht traten unsere Getreuen zum Sturme an; in der Morgenfrühe haben sie das Schloß wieder erobert, den Rat befreit, und an seiner Stelle die royalistischen Führer eingekerkert.“

„Seit dem Sonderbundskrieg ist doch Neuenburg unabhängig von Preußen!“ mischte sich Hans ein, „man sollte die Verräter alle köpfen!“

„Gewalttaten stellen den Frieden nicht her. Nach den neuesten Nachrichten hat die Eidgenossenschaft den Kanton Neuenburg militärisch besetzt und die Verfolgung aller Insurgenten angeordnet. Wir müssen jetzt abwarten, wie sich Preußen zu den Ereignissen stellt. Friedrich Wilhelm IV. hegt eine romantische Liebe für Neuenburg und versichert den königlich Gesinnten immer wieder, daß er sie nicht verlassen werde.“

„Wenn wir nur schon Männer wären und Neuenburg zu Hilfe eilen könnten!“ ereiferte sich Felix.

„Sachte, sachte, junger Mann“, erwiderte Herr Wirz, „sei froh, wenn du nie gegen irreführte Bundesbrüder kämpfen mußt, denn schließlich sind wir Söhne eines Vaterlandes. Jetzt ist es jedoch Zeit für euch, auf den Sammelplatz zu gehen.“

*

Beim Abschied von Zürich stiegen die Wellen der Begeisterung noch einmal hoch. Die erlebten Festtage waren für die meisten Kadetten die herrlichsten ihres bisherigen Jugendlebens. Hochrufe auf Zürich erklangen noch lange aus den abfahrenden Eisenbahnwagen. In Baden wurden die Aargauer Korps von den dortigen Behörden bewirtet und mit einer schwungvollen Rede von Seminardirektor Augustin Keller aus Wettingen entlassen.

Die Heimfahrt führte die Aarauer Kadetten über Lenzburg, wo sie nochmals festlich empfangen wurden. Erst gegen sechs Uhr abends traf die Wagenkolonne in Aarau ein, jubelnd begrüßt von der ganzen Bürgerschaft. Bernhardine schloß ihren Sohn mit Tränen der Freude in die Arme. An diesem Tage wurde sich Felix der tiefen Liebe zur Heimat bewußt. Die in Zürich mit jungen Miteidgenossen verlebten Tage festigten in ihm das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Treue zu allen Angehörigen des geliebten Vaterlandes.

II. Zürich im Winter 1863/64.

Frei liegt es da vor dem Studenten,
Das weite Reich der Wissenschaft;
Nicht viele wohl, die nicht erkannten
Des Geistes tiefe Zauberkraft.
Und ihm vor allen ist gegeben,
Zu tummeln sich auf diesem Feld;
Nichts hemmt das fröhlich frische Streben,
Das ihm Verstand und Willen stählt.

G. Finsler.

Wenige Tage nach der Beerdigung der Großmutter reiste Felix Wartburg nach Zürich, wo das Wintersemester der Hochschule am 12. Oktober 1863 seinen Anfang nahm. Herr und Frau Professor Wirz hatten sich anerboden, den Studiosus bei sich aufzunehmen, und sie, die Kinderlosen, freuten sich, dem lieben jungen Taufpaten ein Heim zu bieten. Ihre geräumige Wohnung lag in einem der ansehnlichen Häuser am Hirschengraben, unterhalb der Terrasse des Schienhut, auf welcher der mächtige Bau des Polytechnikums im Entstehen war,

und nicht weit von der Kantonschule entfernt, an der Herr Wirz unterrichtete.

Von seinem freundlichen Mansardenzimmer aus blickte Felix zum grauen Reberturm — einem Überrest der alten Stadtmauer — hinüber. Neben dem Spital, jenseits des Grabens, ragte das 75 Fuß hohe Chorhaus der Predigerkirche mit seinen schlanken gotischen Strebepfeilern und dem spitzen Dachreiter²⁾ empor, dessen goldenen Gockelhahn die Sonne am Abend glutvoll umschmeichelte, bevor sie hinter dem Uetli hinabsank.

Bei Felix' Ankunft herrschte reges Leben in der sonst so stillen Baumallee des Hirschengrabens; der alljährliche Herbstmarkt wurde abgehalten, und die aufgerichteten Stände mit Waren aller Art gewährten dem kauf lustigen Volk nur einen schmalen Durchgang. Auf dem Platze, etwas unterhalb des stattlichen Bankierhauses Schultheß-Rechberg, drehte sich unermüdlich ein Karussell. Auch beim Eingang zum Rasperli-Theater drängten sich die Kinder, sie alle wollten die lustigen Moritaten des Rasperli miterleben und konnten es fast nicht erwarten, bis sich der Vorhang, der das Theater nach dem Platze abschloß, teilte und wieder einer Schar kleiner Zuschauer Einlaß gewährte.

Die Leckermäuler umschwärmten die „Chrölistände“, an denen es goldigbraune Honigtirggel mit liebreizenden Bildchen geschmückt, Bürileckerli, mit Sandelholz rot gefärbte Triätschnitten und süße Lebkuchen — schon von einem Rappen an das Stück — zu kaufen gab, und insbesondere belagerten sie die Stellen, wo die herrlichen Rosenküchlein in mächtigen schwarzen Pfannen auf rotglühendem Kohlenfeuer gebacken wurden. Ach, diese Rosenküchlein! — — Der warme Dampf der geschmolzenen Butter stieg einem in die Nase und das Wasser lief im Munde zusammen, wenn man zusah, wie das Küchleinmodell mit gelbem, dickflüssigem Teig gefüllt in das brudelnd rauchende Fett getaucht wurde. Golden gingen die Rosenküchlein auf, lösten sich von dem zu enge gewordenen Modell und wurden, knusperig gebacken, mit der Schaumkelle aus der Pfanne gehoben und noch heiß mit feinem Zucker bestreut. Die Küchlein fanden reißenden Absatz; auch Felix bekam

²⁾ Der von einem Spitzhelm gekrönte Turm der Predigerkirche wurde erst um 1900 errichtet.

sie zu kosten, denn in jeder Familie am Hirschengraben war es Sitte, am Markttage Rosenküchlein zum Kaffee zu essen.

„In Aarau findet der Jahrmarkt auch am Graben statt“, erzählte Felix Frau Wirz, während er sich das köstliche Gebäck munden ließ, „aber der Lärm und das Getriebe sind nicht so groß wie hier.“

„Wie viele Einwohner hat Aarau?“ erkundigte sie sich.

„Etwa 5000.“

„Und Zürich beinahe 20 000 nach der letzten Volkszählung von 1860, dabei sind die Bewohner der umliegenden neun Gemeinden nicht gerechnet, sonst würde sich die Zahl verdoppeln.“

„Bern hat meines Wissens etwa 10 000 Einwohner mehr als Zürich, und doch scheint es viel kleiner zu sein.“

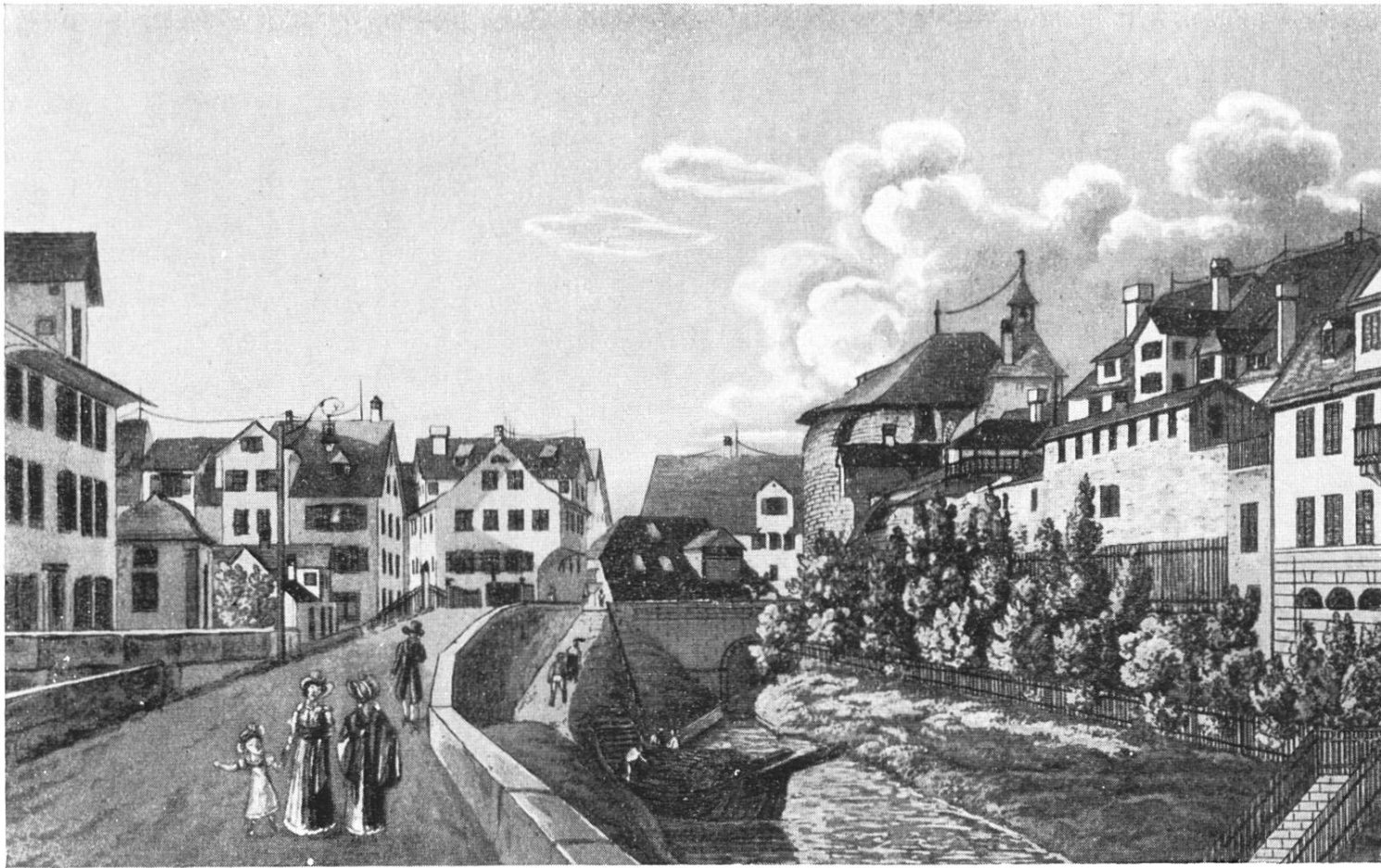
„Hier sind die Außengemeinden sozusagen mit der Stadt verwachsen, sie streben an den Höhen empor und ziehen sich längs des Seebeckens hin, scheinbar mit dem Kern der Stadt ein großes Gemeinwesen bildend. Man hat schon daran gedacht, sie alle in die Stadt einzubeziehen, aber bis es so weit kommt, muß noch viel Wasser in die Limmat laufen.“

„Zürich gefällt mir, wie es ist, nur die Universität dünkt mich eng und düster, aber im Frühjahr ziehen wir ja hinauf in die neue Hochschule, darauf freue ich mich.“

Beim Einnachten, als die Glocken läuteten, kehrte die Ruhe am Graben wieder ein. Nebelschleier sanken hernieder, und bald wurde es stille und dunkel unter den dichten Baumkronen; nur noch ein Geruch nach heißem Fett, Wachskerzen, Chriesiwasser und mancherlei Gewürz — Nelken- und Anispulver, Zimmetstangen — gemahnte an den fröhlichen Herbstmarkt.

*

Auf dem Wege zur Universität wanderte Felix jeden Morgen durch die Gäßlein des Niederdorfes zum Rathaus an der Limmat hinunter. Wenn die große Uhr am St. Petersturm noch nicht acht Uhr geschlagen hatte, so blieb er auf der Rathausbrücke stehen und hielt über die obere Brücke hinweg Ausschau nach den Bergen. Meistens hüllten Herbstnebel sie ein, aber es gab auch noch herrlich klare Sonnentage, an denen die Alpenkette über dem blauen See glanzvoll aufleuchtete. Nach ihrem Bade im See rauschte die Limmat dunkelgrün durch die sich



Am untern Fröschengraben

an ihre Ufer schmiegende Stadt. Wie stolze Wächter erhoben sich linker Hand die wuchtigen Türme des Großmünsters mit ihren charakteristischen Ruppelhauben, ihnen gegenüber, am jenseitigen Flußufer, das Kaufhaus und dahinter das ehrwürdige Fraumünster mit seinem spitzen Turm. Die Möven flogen bis hinunter zur Rathausbrücke, denn sie erhielten von den Höckerinnen, die dort ihre Gemüse- und Obststände aufgestellt hatten, mancherlei Abfall. Die rauhen Schreie der Vögel klangen melancholisch in die morgendliche Stille hinein.

Häufig ging Felix über den Rennweg nach der Hochschule; es war dies ein kleiner Umweg, der sich aber reichlich lohnte. Am Amazonenbrunnen herrschte immer reger Betrieb; Mägde füllten ihre Kupfergelten mit frischem Quellwasser, im steinernen Brunnenbecken löschten die Pferde und im kleinen Tröglein die Hunde ihren Durst. Oberhalb des Treppenweges, der zum Lindenhof hinauf führte, schimmerten die Kronen der Lindenzäume in ihrem goldgrünen Herbstgewand. Vom erhöhten Fußsteig aus schaute Felix auf das Getriebe im Rennweg hinunter und gedachte der Zeiten, wo diese wichtige Durchfahrtsstraße den Römern als Kurier- und Handelsweg von Chur nach Vindonissa diente und unten am Lindenhof und seinem römischen Kastell noch eine Zollstation eingerichtet war. In wenigen Minuten erreichte er den Rennweg-Torturm, einst als mächtiges Bollwerk in die Ringmauern der Stadt eingefügt. Ein winziges Uhrtürmchen saß wie ein feddes Hütchen oben auf dem Turmdach. Außerhalb des Tores führte eine steinerne Brücke über den Fröschengraben mit seiner Baumallee und den kleinen, im Herbstschmuck prangenden Hausgärten. Der Duft der Reseden schwebte bis zu Felix hinüber und tief atmete er die Wohlgerüche ein. Träge floß das dunkle Wasser stadtabwärts; am Morgen schliefen wohl die Frösche, denn nichts regte sich im Bachbette.

Über die Augustinerbrücke, oberhalb des Rennwegtores, erreichte Felix in wenigen Schritten die Universität, die einen Teil des ehemaligen Augustinerklosters einnahm, ein richtiges Zweckgebäude, jeder architektonischen Schönheit entbehrend. Felix, der an die hohen, lustigen Hörsäle der Heidelberger Universität gewohnt war, fühlte sich beengt. Und doch lebte er sich rasch in die neuen Verhältnisse ein, um so mehr, da sein Vetter, Hans Thormann aus Narburg, seit einem Jahre das

eidgenössische Polytechnikum besuchte. Die meisten Abteilungen der technischen Hochschule hatten bis zur Eröffnung des Semper'schen Prachtbaues Unterschlupf im Universitätsgebäude gefunden, so daß sich die beiden Vettern fast täglich sehen konnten.

Auch die Vorlesungen fesselten Felix bald ungemein. Seit der Gründung der Universität im Jahre 1833 hatte der Erziehungsrat in der Wahl der Dozenten eine glückliche Hand gezeigt. Geistig hervorragende Gelehrte, die im deutschen Nachbarlande in jenen Zeiten der Gärung um ihrer politischen Ansichten willen verfolgt wurden, ließen sich in Zürich nieder und fanden an der Universität einen neuen Wirkungskreis. Freudig stellten sich die heimatlos Gewordenen in den Dienst des freiheitlich gesinnten Landes, wo Ruhe und Sicherheit sie wohlthuend umfing.

Seine Pandektenstudien führte Felix bei Professor Regelsberger weiter, einem scharfsinnigen Juristen, dessen Vorlesungen starke Eindrücke hinterließen. Am meisten begeisterte er sich jedoch für Professor Osenbrüggen, den Ordinarius für Strafrecht, einen Holsteiner, der aus politischen Gründen seine Heimat hatte verlassen müssen und 1851 an die Universität Zürich berufen worden war. Felix spürte, wie Professor Osenbrüggen es verstand, seine Hörer auf anschaulichste Weise in die rechtshistorische Forschung für das Strafrecht einzuführen. Er, der Ausländer, studierte eingehend die altertümlichen schweizerischen Einrichtungen und Zustände, hauptsächlich in den Urkantonen und im Appenzellerland, und seine Kollegien über Zivil- und Strafprozeß waren überaus interessant. Auch menschlich trat Professor Osenbrüggen seinen Schülern nahe, er lud sie in sein gastfreundliches Haus ein, wo regelmäßig musiziert wurde und die anmutigen und geistvollen Töchter die Geselligkeit belebten.

Professor Temme, ein senkrechter Demokrat und als Verfasser zahlreicher Kriminalromane bekannt — was tut der Mensch nicht in der Not! — hatte ebenfalls als politischer Flüchtling in Zürich ein Asyl gefunden. Bei ihm hörte Felix Kriminalrecht, bei dem Zürcher Professor Rüttimann Schweizerisches Verwaltungsrecht, und endlich bei Privatdozent Heinrich Fick Handelsrecht. Da er neben den staatswissenschaftlichen Vorlesungen noch solche über Ästhetik und Literatur besuchte, so bei dem berühmten Friedrich Theodor Vischer über Goethes Faust und

Shakespearesche Dramen, war seine Zeit ganz ausgefüllt. Felix beabsichtigte, das Fürsprech-Examen schon nach sechs Semestern abzulegen und mußte strenge arbeiten, um dieses Ziel zu erreichen. Erholung boten ihm Spaziergänge in Zürichs herrliche Umgebung und die Singabende im Studentengesangsverein, dessen Mitglied er, eigentlich auf Wunsch seines Vaters, geworden war. Wenn er in Heidelberg beim allgemeinen Cantus „mitgebrüllt“ hatte, so sollte er jetzt das Singen kunstgemäß pflegen.

Bisweilen besuchte Felix auch Konzert- und Theateraufführungen. Zu seiner freudigen Überraschung fand er Theodor Kirchner, dessen Orgelspiel er anlässlich des schweizerischen Radettenfestes in Winterthur, 1856, voller Bewunderung gelauscht hatte, jetzt in Zürich als Konzertleiter. In einer Aufführung der allgemeinen Musikgesellschaft lernte er auch den hervorragenden Pianisten Kirchner kennen, während der junge Hegar voll Schwung und Feuer das Orchester dirigierte und sich durch seine Violinsoli in einer Bachschen Suite alle Herzen gewann.

Im Theater an der unteren Bäume, wo die Kirche des alten Barfüßer-Klosters 1833/34 zur Schaubühne umgebaut worden war, schwelgte Felix im Reiche der Phantasie und ließ Lust und Schmerz der Menschheit an sich vorüberziehen. Er erlebte eine ihn bis ins Innerste erschütternde Aufführung von Schillers „Räuber“ und berauschte sich an den edlen Harmonien von Mozarts „Zauberflöte“. Da Richard Wagner sein Zürcher Asyl schon im Herbst 1858 verlassen hatte, ging Felix' heißer Wunsch, wenigstens eines seiner vielumstrittenen Werke kennen zu lernen, nicht in Erfüllung.

An trüben Sonntagen, wenn das Wetter nicht zum Spazierengehen einlud, verbrachte der Studiosus manche Stunde in der Gemäldefammlung im Künstlergütli. Eine Landschaft seines gleichaltrigen Landsmannes Adolf Stäbli tat es ihm besonders an. Ein Erstlingswerk und doch schon groß erfasst: mächtige Baumgruppen im Vordergrund und der Blick in weite Fernen. Es war Felix, als rausche im Schatten der Bäume verborgen die Aare dahin.

*

Im Studentengesangsverein wurden von den Zürcher Musensohnen unter Wilhelm Baumgartners kundiger Leitung hauptsächlich Volks- und Studentenlieder gesungen. Der all-

wöchentlichen strengen Übungsstunde folgte jeweilen ein gemütlicher Kneipabend, an dem aber nicht nur getrunken wurde, sondern auch die Kunst zu ihrem Recht kam. Die stimmgewaltigen Tenöre und Bassisten ließen sich in Sologesängen hören, und der Herr Direktor phantasierte auf dem Klavier oft so wundervoll, daß er die Gesellschaft ganz aus dem Häuschen brachte. Da die Befreiung von dem lästigen Bezahlen von jeher einen beruhigenden Einfluß auf das menschliche Gemüt ausgeübt hat, führten die Studenten in ihrem Singverein den Usus des sogenannten „Stoffwechsels“ ein: bald sorgten die neu aufgenommenen Mitglieder für „Stoff“, bald das Komitee, dann wieder verfielen alle Aargauer, alle Schaffhäuser, oder alle Zürcher dem Machtpruch des Präsidiums. Es war dies im Grunde eine Vor Spiegelung falscher Tatsachen, denn wenn der Studiosus an manchen Abenden sein oft gar leichtes Portemonnaie vergnügt zu Hause lassen konnte, im Bewußtsein, daß er gleichwohl nicht zu dürsten brauchte, gab es wieder Zeiten, in denen er um so mehr zu bezahlen hatte. Aber da dies den Studenten immer geziemend zum voraus mitgeteilt wurde, konnten sie sich für diesen nicht alltäglichen Vorfall rechtzeitig einrichten und dann mit großartiger Geste auch für die Kameraden ihren Obolus entrichten.

*

Eines Abends, als Familie Wirz beim Kaffeetrinken saß, ertönte die Hausglocke und die Magd meldete, daß Herr Thormann, der Vetter des Herrn Wartburg, gekommen sei.

„Führe ihn hier herein, Babette“, sagte Frau Professor „und bringe noch eine Tasse.“

Der junge Mann entschuldigte sich, daß er störe.

„Sie sind uns immer herzlich willkommen“, versicherte ihm die Hausfrau.

„Und was machen die Studien?“ erkundigte sich Professor Wirz.

„Die sind nicht immer erfreulich. Am Polytechnikum stehen wir unter einem oft so unerträglichen Zwang, daß die Tatkraft gelähmt und der Schwung des Geistes ertötet wird. Ihr habt es gut an der Universität“, wandte sich Hans an Felix, „bei euch herrscht das Prinzip der akademischen Freiheit, während wir unter ständiger Kontrolle stehen.“

„Dies hat auch sein Gutes“, meinte der Professor, „gerade an der technischen Hochschule, wo die Altersgrenze nach unten 17 Jahre beträgt, studieren viele junge Bürschchen, darunter auch verwöhnte Herren söhnen, die vielleicht ohne strenge Vorschriften ihre Zeit verzetteln würden.“

„Aber auch Männer, die schon stimmfähige Bürger sind und den Soldatenrock mit Ehren tragen“, wandte Hans ein. „Es ist betrüblich, daß unsere Gesellschaft so gemischt ist; siebzehnjährige unreife Buben sollten überhaupt nicht zum Studium zugelassen werden.“

„Nur Geduld, mit der Zeit wird die Altersgrenze sicher hinaufgesetzt. Meines Erachtens sollten die Aufnahmebedingungen etwas strenger sein und der Maturitätsausweis auch für die Schüler des Polytechnikums verlangt werden. Eine Aufnahmeprüfung ist zur Erprobung der Fähigkeiten eines Schülers nicht maßgebend; so viele Momente spielen dabei mit, Angst, Befangenheit, Verschüchterung. Ein begabter junger Mensch kann die Prüfung nicht bestehen, während oft solche, die wenig Veranlagung zu ernstem Studium haben, durchschlüpfen.“

„Da scheint mir die Kontrollierung des Fleißes durch Repetitorien und monatliche Konkurrenzarbeiten, wie sie an der Universität nicht bestehen, gerade günstig“, ließ sich Felix vernehmen. „Elemente, die nicht ernstlich arbeiten wollen, werden dadurch ausgeschaltet.“

„Man darf nicht vergessen“, mischte sich Frau Professor in das Gespräch, „daß die technische Hochschule eidgenössisch ist, die Universität hingegen kantonale; dazu ist letztere sehr nach ausländischem Muster gebildet. Die Mehrzahl der Professoren sind Deutsche, die dem Prinzip der vollständigen Studienfreiheit huldigen. Wäre unsere Universität ein eidgenössisches Institut, so hätte man dort sicher, wie am Polytechnikum, einen strengen Studienzwang eingeführt.“

„Es ist betrüblich, daß diese Verschiedenheit zu einer gewissen Spannung zwischen den beiden Schwesteranstalten geführt hat, immer wieder kommen Reibereien und Zwistigkeiten zwischen Polytechnikern und Universitätsangehörigen vor. Erst vor einigen Tagen hat wieder ein Duell stattgefunden“ erzählte Hans.

„Welch beklagenswerter Unfug!“ rief der Professor aus, „hoffentlich sind die Duellanten mit Karzer bestraft worden.“

„Wir haben ja keinen Karzer mehr!“ erklärte Felix mit tragisch-komischer Miene, „der Platzmangel in der alten Universität ist so groß, daß der Herr Präparator der naturwissenschaftlichen Sammlungen den Karzer als Arbeitszimmer benutzen muß. Man bedarf sogar der Pedellwohnung zu Lehrzwecken.“

„Nun, diese Mißstände werden verschwinden, sobald das neue Polytechnikum fertiggestellt ist. Gegen das Duell sollte man endlich mit größter Strenge vorgehen“, ereiferte sich der Professor, „Duelle und Mensuren, von jenseits des Rheines an unsere Hochschulen gebracht, vertragen sich schlecht mit den demokratischen Einrichtungen der Schweiz und sollten unter Strafe gestellt werden. Schon seit einer Reihe von Jahren wird das Duell übrigens von den Schweizerstudenten nicht mehr als Satisfaktion gebend anerkannt, weil es den Ehrbegriff verfälscht und dem Grundsatz huldigt: Gewalt geht über Recht.“

„Das Fechten lassen Sie aber gelten, nicht wahr, Herr Professor?“ erlaubte sich Hans einzuwerfen, der auf dem Fechtboden hinter der Wirtschaft „Zum grünen Glas“ an der unteren Bäume ein häufiger Gast war.

„Ja, insofern es zur Entwicklung körperlicher Gewandtheit dient und nicht zur Förderung von Mensuren und Duellen. Vater Ludwig „Zum grünen Glas“ soll ja ein vollendeter Fechtmeister sein.“

„Er ist mein Lehrer“, erwiderte Hans stolz. „Daneben gilt er als vortrefflicher Wirt und tadelloser Grieche und Lateiner.“

„Ich weiß, man erzählt sich, daß er schon manchem alternden Studiosus, dessen Latein über all dem Pokulieren und Fechten defekt geworden war, aus der Not geholfen habe, indem er ihm sein wissenschaftliches Machwerk, Dissertation genannt, zur Erlangung der Doktorwürde ins Lateinische übersetzt habe“, fügte Professor Wirz sarkastisch bei.

„Müssen denn die Dissertationen immer noch in lateinischer Sprache abgeliefert werden?“ wollte Felix wissen.

„Bis jetzt ist es so üblich.“

„Da bin ich froh, daß ich nicht zu doktorieren brauche; das Fürsprechexamen ist an sich schon schwierig genug.“

Im Frühling 1864 kam das große Ereignis für die Universitätsstudenten: der Einzug in den für sie bestimmten Südflügel des neuen Polytechnikums. Die Schwesteranstalt hatte ihre Räume größtenteils schon bezogen und zwar ohne festliche Einweihung, da der Ausbau der den beiden Hochschulen dienenden Aula noch nicht beendet war. Die Studenten der Universität ließen es sich indessen nicht nehmen, das Ereignis am Stiftungsfest vom 29. April durch einen glänzenden Fackelzug zu feiern. So versammelten sich am Abend beim alten Hochschulgebäude alle Korporationen im Vollwuchs. Redt saß die schwarze Mütze mit dem schmalen Silberband, das Kennzeichen der Singstudenten, auf Felix' blondem Haarschopf, und voller Stolz trug er das blau-weiß-blaue Burschenband seiner Verbindung. Im Scheine der Fackeln leuchteten die karminroten Mützen der Helveter, die blauen der Tiguriner und die weißen der Zofinger, als sich der Zug bei einbrechender Dunkelheit durch die Augustinergasse zum Rennweg und über die untere Brücke nach dem Limmatquai hinüberbewegte. Dann ging's durch die Kirchgasse und über den Hirschengraben zum Bankierhaus „zum Reehberg“, und von dort, beim Künstlergütli vorbei, das steile „Halseisen“ hinauf zur Bergterrasse des Schienhüt mit dem großartigen Neubau. Das Licht der Fackeln glitt empor an der monumentalen, der Stadt zugekehrten Hauptfront. Klare und einfache Schönheit der im Renaissancestil gehaltenen Bauformen, geniale Gliederung der Massen, eine sparsame, aber eindrucksvolle Ornamentik, all dies zeugte von der schöpferischen Kraft des Erbauers, Gottfried Semper.

Auf dem Rückwege zogen die Studenten durch die Rämihallenstraße hinab zum See. Am Sonnenquai, gegenüber dem „Bürcherhof“, warfen sie die Fackeln zusammen. Hoch aufschlugen noch einmal die Flammen und ihr heller Schein zitterte über das Wasser hin, bis die Gluten allmählich erloschen. Im großen Speisesaal des „Bürcherhofes“ erwartete die Hochschulangehörigen, Lehrer und Schüler, ein festliches Mahl. Der Sprecher der Studierenden, Herr Wiesmann, betonte in treffender Rede, daß die Studentenschaft in solennem Zuge gekommen sei, um dem Volke und der Regierung des Kantons Zürich eine längst verdiente Huldigung zu bringen.

„Wir können diesen Akt der Anerkennung und Dankbarkeit in keiner passenderen Zeit begehen, als bei der Eröffnung des

neuen Hochschulgebäudes. Heiße Dankbarkeit erfüllt uns für die großen Opfer, welche der Kanton Zürich in den letzten Dezennien für das Erziehungswesen gebracht hat. Möge die Hochschule in ihrem glänzenden neuen Heim blühen und gedeihen, möge unsere Regierung und unser Volk auch fernerhin die Bildung der Jugend als höchstes Ziel im Herzen tragen! — Unsere alma mater, unsere Regierung und unser Volk, sie leben hoch!“

Erziehungsdirektor Suter dankte den Studierenden, daß sie den Stiftungstag der Universität, an dem die Freiburg der Wissenschaft auf herrlicher Höhe neue würdige Hallen beziehe, nicht ohne Sang und Klang vorübergehen lasse. Er schloß mit den Worten: „Ich freue mich, sämtliche Kreise der Studierenden vertreten zu sehen, und erblicke darin ein schönes Zeichen für die Zukunft. Hoffen wir, daß gute Kameradschaft stets alle Kommilitonen verbinden werde! Die akademische Jugend lebe hoch!“

Noch mancher heitere Trinkspruch würzte das Bankett und die Stimmung wurde immer gehobener. Direktor Wegmann wand der Standhaftigkeit ein Kränzchen, der Tugend, welche den drei Stadtheiligen Felix, Regula und Exuperantius in so hohem Maße eigen war, daß sie dazu erkoren wurden, mit ihren Bildnissen das zürcherische Staatsiegel zu zieren. Als zum Schlusse der Feier der Studentengesangsverein Gottfried Kellers „O mein Heimatland! O mein Vaterland! Wie so innig, feurig lieb' ich dich!“ mit tiefster Inbrunst vortrug, kannte der Jubel keine Grenzen.

Wie schön ist doch Kameradschaft und Freundschaft zwischen gleichgesinnten Männern! Vielleicht ein köstlicheres Gut als Liebe! — Solche Gedanken beschäftigten Felix, als er im Dunkel der Bäume am Hirschengraben seiner Behausung zusteuerte. Der Schlüssel klorrte beim Aufschließen des kunstvoll geschmiedeten Tores, durch das er den Hauseingang im Hof erreichte. Ein qualmendes Öllämpchen brannte im Flur. Wie gewohnt stieg Felix mit dem Lichte bewaffnet ins zweite Stockwerk hinauf, wo auf dem Tischchen vor der Wohnung der Familie Wirz der Kerzenstock für ihn bereit stand. Ein Zettel lag dabei: Bitte Ganglampe löschen. Als die Kerze brannte, drehte Felix den Docht der Lampe hinunter und blies über das hohe Zylinderglas hin. Das Licht flackerte und erlosch; ein

stinkendes Räuchlein stieg empor. Leise tappte er ins Dachgeschoß hinauf, überquerte den mächtigen Estrich, dessen alter Holzboden unter seinen Schritten knarrte, und landete in seiner Mansarde, wo er unter der schweren Federdecke in traumlosen Schlaf sank.

III. Der Studentenstreik von 1864.

Irren ist auch insofern menschlich,
als die Tiere wenig oder gar nicht irren,
wenigstens nur die flügsten unter ihnen.

Georg Christoph Lichtenberg.

Nicht nur die Studentenschaft, ganz Zürich war entzückt von der neuen Hochschule. Dem Alltag entrückt, auf lustiger Höhe über der Stadt gelegen, zeigte sich die eidgenössische Burg der Lehre und der Wahrheitserforschung als ein Meisterwerk der Baukunst. Von der Terrasse aus schweifte der Blick über die Dächer der Stadt hinweg zum See und zu den Bergen, ein Ausblick von bezaubernder Schönheit. Frische, reine Luft durchströmte die hohen Räume, und alles schien wie geschaffen, der nach Können und Wissen dürstenden Jugend den Aufenthalt dort gewinn- und glückbringend zu gestalten.

Aber trotz aller Vorzüge schwebte eine dunkle Wolke über der technischen Abteilung der Hochschule, denn, obwohl die beiden Schwestern, Universität und Polytechnikum, unter einem Dache vereinigt waren, standen sie sich wie zwei scharf getrennte Feldlager gegenüber. Der Geist vollkommener Studienfreiheit herrschte im Südflügel, im übrigen Teil hingegen wollte man von Lernfreiheit nichts wissen. Am Polytechnikum konnte nicht nur, sondern mußte studiert werden, und den gesetzlichen Bestimmungen gemäß wurde strengste Disziplin gehandhabt. Wären unter der Schülerschaft nicht so viele blutjunge Bürschchen gewesen, denen es an jeder sittlichen Reife fehlte, so hätte sich das Gewitter vielleicht verzogen, und Schülern und Eltern wären schwere Enttäuschungen erspart geblieben. So aber brauchte es nur eine Kleinigkeit, um den Funken zum Entladen zu bringen.

An einem schwülen Juliabend schritt Hans Thormann voll Aufregung vor dem Portal der Universität auf und ab, seinen Vetter Felix erwartend.

„Da bist du endlich!“ rief er dem gemächlich die Stufen Herabsteigenden entgegen, „komm, wir setzen uns in die Anlagen auf der Terrasse, ich muß Wichtiges mit dir besprechen. — Du weißt, daß man uns am Polytechnikum von jeher wie Schulbuben behandelt, doch jetzt ist das Maß voll. Wegen einiger mutwilliger Streiche, für die wir älteren Schüler gar nicht verantwortlich sind, hat man uns auf geradezu empörende Weise gemäßigelt. Man hält uns für die Urheber verschiedener Beschädigungen am neuen Polytechnikum, dabei vergißt man, daß wir die Hörsäle bezogen haben, als das Gebäude noch unfertig und zahlreiche Handwerker darin beschäftigt waren.“

„Wessen beschuldigt man euch denn?“ unterbrach Felix den Redeschwall des Freundes.

„Erstens sollen wir in Tische und Bänke unsere Initialen geschnitten haben.“

„Das ist doch nicht so schlimm, an der Aarauer Kantonschule hat sich jeder auf diese Weise verewigt, auch ich habe diese Sünde auf dem Gewissen.“

„Ich gebe zu, daß uns solche Beschädigungen vielleicht mit Recht zur Last gelegt werden“, erwiderte Hans kleinlaut, „wir sollen aber auch Fensterscheiben eingeschlagen und die Sgraffitomalerei an der Nordseite der Schule besudelt haben, ja, in Philistertreisen heißt es, wir hätten der Venus von Milo die Arme abgeschlagen. Dabei befindet sich die „verstümmelte“ Statue der Göttin der Schönheit immer noch in der alten Universität, da der Saal für das archäologische Museum im Polytechnikum noch gar nicht fertig ist.“

Felix lachte hellauf.

„Du hast gut lachen! — Ich wollte, ich könnte mit einstimmen.“

„Was ist denn los mit der Sgraffitomalerei? Ich habe sie heute vor Tisch noch genau betrachtet und nichts von einer Beschmutzung bemerkt.“

„Damit verhält es sich folgendermaßen: Als wir kürzlich im neuen Zeichnungsalle die prächtige Aussicht nach Örlifon bewunderten, schwang sich der „Knirps“, unser jüngster Bau-
schüler, auf die Fensterbrüstung und ließ die Beine an der

Fassade hinunterbaumeln, gerade über Sempers Sgraffito-malerei. Wir warnten ihn, keine Dummheiten zu machen.

„Der Semper geht gerade vorüber!“ rief Freund Brunner. Rasch sprang der „Knirps“ auf seine Füße. Doch Semper hatte ihn an seiner rotblonden Mähne, die ihm bis auf den Rockragen fällt, erkannt und ließ ihn später in sein Arbeitszimmer rufen. Der „Knirps“ hat uns nachher die Unterredung wörtlich erzählt. Wie ein wütender Tiger soll unser Großmeister der Baukunst auf den Schuldigen losgegangen sein und ihn mit zorngeröteter Stirne angeschrien haben: „Was, Sie sind der leichtfertige junge Mensch, der mir meine Fassade ruiniert, meine neue Sgraffito-Fassade! — Es ist unerhört, schändlich, unverantwortlich, und ich werde Sie strafen — — die höchste Strafe!“

Der „Knirps“ ließ die Predigt stumm über sich ergehen, und erst, als Sempers Zorn etwas verraucht war, wagte er zu sagen: „Herr Professor, entschuldigen Sie bitte, aber ich habe die Fassade mit den Füßen gar nicht berührt.“

„Nicht berührt! — Was haben Sie denn überhaupt auf die Fensterbank zu sitzen und mit den Füßen zu baumeln? — Gehören Sie auch zu denen, die Wände, Türen und Tische unseres neuen Polytechnikums verschmieren, so daß der ganze Lehrerkonvent entrüstet ist? — Sind diese Schmierfinken etwa unter meinen Bauschülern zu suchen, was? —“

Der Angeklagte schüttelte den Kopf: „Das hat mit meinem Vergehen nichts zu tun, ich bin ein anständiger Polytechniker und nicht gewohnt, Wände zu beschmieren.“

„Hoffentlich haben meine Schüler so viel an ästhetischem Anstand im Leibe, daß sie sich schämen würden, dagegen zu handeln. — Aber Sie —, mit Ihren Stiefeln —, meine Sgraffito-Fassade! — Es ist zum toll werden! — Wie kommen Sie überhaupt dazu? —“

„Herr Professor, wenn das Polytechnikum unten in der Stadt stünde, so wäre es mir nicht eingefallen, mich auf die Fensterbank zu schwingen. Aber begreifen Sie doch, die Aussicht von unserem Zeichnungs- und Saal aus ist so unsäglich schön — die Rebgeleände, Felder und Wiesen, und dann die hügelabschließende Landschaft mit ihren Waldpartien — ach, ich war ja ganz hingerissen, sonst hätte ich nicht so unüberlegt gehandelt — ich habe wirklich nur an die herrliche Rundschau gedacht, —“

und nun muß ich für meine Dummheit bestraft werden. — Aber ich bitte Sie, sich vorerst zu überzeugen, daß keine Spur von meinen Schuhen an der Fassade sichtbar ist.

„Das werden wir untersuchen“, grollte Semper, „Sie können jetzt gehen.“

Wir haben dann die Sgraffitomalerei vom Zimmer und von der Straße aus ganz genau „beaugapfelt“ und keine Spuren von Schuhen entdeckt. — Und nun enthält ein Anschlag des Direktors eine so scharfe Rüge und Warnung, daß wir entrüstet sind. Es wird uns verboten, Schulbänke, Türen und Fenster zu beschädigen, mit Messern Namen in die Tische einzuschneiden, oder die Wände in Gängen und Hörsälen zu beschmieren. Daran knüpft sich die Aufforderung, solch kindischem Gebaren einzelner nach Kräften entgegen zu wirken.“

„Ich finde diese Vorschriften gar nicht so beleidigend“, beschwichtigte Felix, „seit wann seid ihr Polytechniker denn von einer solch mimosenhaften Empfindlichkeit?“

„Das ist nicht Empfindlichkeit, sondern gerechte Empörung. Es ist der Ton, der die Musik macht, und die Fassung des Anschlages ist für uns verlegend und greift die Ehre eines jeden rechten Burschen an. Mein Studienkamerad Müller, der in etwas exzessiver Form protestierte, ist vom Direktor relegiert worden.“

„Der Direktor ist doch nicht kompetent, Relegationen auszusprechen!“

„Das ist es eben; wörtlich hat er zu dem Unglücksmenschen gesagt: ‚Sie sind relegiert‘, und hat ihm die Türe gewiesen.“

„Da hat er wohl in der Aufregung das Präsenz anstatt des Futurums gebraucht. Hätte er gesagt, Sie werden relegiert, so wäre die Sache ganz korrekt, sie hätte vor den Schulrat kommen und in aller Ruhe behandelt werden müssen.“

„Man sieht, daß du die Rechte studierst“, meinte Hans trocken, „leider sind außer Müller noch mehrere andere Studenten weggewiesen worden.“

„Das ist allerdings schlimm!“

„Wir werden natürlich solidarisch vorgehen und beabsichtigen, die Vorlesungen nicht mehr zu besuchen, bis man uns Gerechtigkeit widerfahren läßt. Heute abend wird die Polytechnikerversammlung im „Weißen Kreuz“ zusammenkommen, um weitere Beschlüsse zu fassen.“

„Nur ruhig Blut, Hans, du darfst deine Zukunft wegen solcher Bagatellen nicht aufs Spiel setzen.“

„Wir wissen, was unser wartet. Wenn der Konflikt nicht auf eine für uns ehrenvolle Weise geschlichtet wird, so verlassen wir in corpore die Schule.“

„Das ist ja Wahnsinn!“

„Ich muß gehen, Felix, die Versammlung fängt schon um halb acht Uhr an.“ Hans machte eine derart mutlose Bewegung, daß es Felix ins Herz schnitt.

„Kopf hoch, mein Lieber, die Sache wird schon wieder eingereckt werden. Gleich Gewitterwolken werden sich auch die Schatten über der Schule verziehen!“

„Ich glaube es nicht“, klang es trotzig zurück.

*

Das Haus zur „Engelburg“, einst im Besitze der Chorherren am Großmünster und zur Zeit der Reformation von Junker Hans Meiß bewohnt, trug über dem Eingang die bei einem Umbau eingemeißelte Jahreszahl 1601. Das Portal war so groß, daß die Träger mit den Portechaisen, welche die vornehmen Zürcherinnen bis in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts nach Konzerten und Bällen benutzten, bequem in den Innenhof gelangen konnten. Zwar war seit acht Jahren in Zürich ein regelmäßiger Droschkendienst aufgetommen, und allmählich verschwanden die unter den Bögen des Helmhauses stationierenden Portechaisen. Noch lange jedoch konnten die nachts Heimkehrenden dort einen stadträtlich konzessionierten Dienstmann sehen — eine rote Mütze mit Blechschild „Expres“ kennzeichnete ihn —, der froh war, wenn jemand seine Begleitung mit Laterne und Regenschirm benutzte und dafür das bescheidene Entgelt von 20 Rappen für einen Gang innerhalb des Stadtbannes bezahlte.

Im gedeckten Hof der „Engelburg“ führte in der Ecke linker Hand eine Holztreppe im Bückzack in die Obergeschosse. Hans Thormann wohnte mit drei andern Studenten bei der verwitweten Frau Pfarrer Weber und war bei ihr aufs beste aufgehoben. Als er an diesem Abend auf dem obersten Flur anlangte, trat eben Regine, das Pfarrtöchterlein, mit einem Tablett aus der Küche, um im Esszimmer den Tisch zu decken. Höflich öffnete Hans die Türe. Das helle Licht fiel in den dunklen

Gang und huschte über die zierliche Mädchengestalt. Trotz seiner Sorgen fiel es Hans zum erstenmal auf, daß Regine kein Kind mehr war. Doch hing er diesem Gedanken nicht länger nach, verzehrte rasch sein Abendbrot und eilte nach Untersträß, wo sich die beleidigten Polytechniker im „Weißen Kreuz“ versammelten.

Bis spät in die Nacht widerhallten die Wände des großen Saales von den empörten Reden der Studenten, die keine Eingriffe weder in die akademische, noch in die persönliche Freiheit jedes Einzelnen dulden wollten. Ein Sechserausschuß — alles würdige Studenten aus dem zweiten und dritten Jahreskurs — wurde gewählt, um dem Direktorium des eidgenössischen Polytechnikums den Austritt der Versammlung in Gesamtheit zu erklären, im Falle ihren Wünschen nicht Rechnung getragen und die Wegweisungen nicht zurückgenommen würden. Der Nichtbesuch der Kollegien wurde infolge der bedingten Austrittserklärung beschlossen, insbesondere um die Entscheidung der anderen Seite zu beschleunigen und den Konflikt einem raschen Ende entgegenzuführen.

Mancher Student konnte in der folgenden Nacht den Schlaf nicht finden. Die Gemüter waren nicht nur von den Vorkommnissen, sondern auch von dem nach der Sitzung etwas allzu reichlich genossenen Gersten- und Traubensaft erhitzt. Unruhig wälzte sich Hans Thormann auf seinem Lager; ohne daß er es sich eingestehen wollte, bedrückte ihn der Gedanke, am folgenden Morgen nicht wie gewohnt ins Polytechnikum hinaufzuwandern und seinen Studien nachzugehen.

Nach dem Frühstück setzte er sich mit seinem Reißbrett ans Fenster und versuchte ein großzügiges Brückenprojekt zu zeichnen. Er gedachte dabei der alten Aarburger Brücke, die mit der Zeit sicher einer neuen weichen mußte; fest verankert, an Ketten hängend, sollte diese den Fluß vom Städtchen aus bis zu den Felswänden des Born überqueren.

„Ja, gehen Sie denn heute nicht ins Kolleg?“ fragte die Magd erstaunt, als sie unvermutet ins Zimmer trat, um aufzuräumen. „Nein“, brummte Hans, „aber verrichten Sie Ihre Arbeit wie gewohnt, Sie stören mich nicht“. Ach, wie viel schöner war es doch, oben im Polytechnikum zu arbeiten und sich von Semper, auch wenn er oft recht reizbar war, beraten zu lassen! Hans seufzte tief auf.

Besorgt erkundigte sich die Frau Pfarrer beim Mittag-mahl, ob er krank sei, daß er zu Hause bleibe. „Nein, danke, es fehlt mir gar nichts, aber ich arbeite an einem schwierigen Projekt.“ Die gute Frau fühlte, daß sie nicht weiter fragen durfte.

Es war klar, daß das Direktorium der technischen Hochschule die Eingabe der Studenten nicht ihrem Wunsche gemäß erledigen konnte, wollte es nicht die Schuldisziplin gefährden und insbesondere die Autorität der Lehrerschaft untergraben. Nach einer Konferenz wurde den streikenden Studenten mitgeteilt, daß der Herr Direktor, was den beanstandeten Anschlag betreffe, absolut im Sinne des Reglementes und im Interesse der Anstalt gehandelt habe, die scharfen Worte seien ja auch nur an die wenigen gerichtet gewesen, welche die Beschädigungen am Neubau wirklich verschuldet hätten. Die Wegweisungen einiger Studenten wurden als belanglos bezeichnet und die Polytechniker darauf aufmerksam gemacht, daß ihre gemeinsame Austrittserklärung den gesetzlichen Bestimmungen gemäß keine Annahme finden könne, da eine solche bei jedem Einzelnen nach Art. 56 des Reglementes der Zustimmung der Eltern oder Vormünder bedürfte. In wohlwollenden Worten wurden die Studierenden ersucht, durch keine falschen Schritte, die auf Täuschungen beruhten, den Gang ihrer Studien, vielleicht ihre ganze Zukunft, dazu den Frieden und das Glück ihrer Eltern, zu gefährden.

Die Lehrerschaft hatte nicht mit dem leidenschaftlichen Temperament der Jünglinge gerechnet. Zu tiefst empfanden diese die abschlägige Antwort auf alle ihre Begehren, und voll Ingrimms verbißten sie sich in ihren Troß. Am Polytechnikum mußten die Vorlesungen wegen Mangel an Schülern geschlossen werden. In den Gängen und Vorhöfen, wo sonst reges Gedränge und ein Stimmengewirr in vielen Sprachen herrschte, war es still und öde, nur die Schritte des Bedells widerhallten von den Wänden, wenn er seine Runde machte. Auch eine Mitteilung des schweizerischen Schulrates, der die petitionierenden Polytechniker einlud, zur vollen Erfüllung ihrer Schulpflichten zurückzukehren, blieb ohne Erfolg, da die Bedingung daran geknüpft war, daß die Sechserkommission zurücktrete, weil die von ihr gestellten Forderungen „sowohl dem Inhalte nach als mit Bezug auf die dafür angewandten Mittel der Schulordnung widersprüchlich“. Ach, diese Schul-

ordnung! Die wenigsten kannten sie, denn es war am Polytechnikum nicht wie an andern Instituten Brauch, sie jedem Schüler beim Eintritte einzuhändigen. Auf ausdrückliches Begehren war das Reglement erhältlich, aber manche Bestimmung desselben war überhaupt nicht mehr gültig.

Um den Wünschen des Schulrates entgegenzukommen, gab die Sechserkommission ihr Mandat zurück, und jeder Student, der glaubte, er sei zu weit gegangen, wurde seines Wortes entbunden. Als jedoch die Versammlung zur Wahl eines neuen Ausschusses schritt, der für Aufrechterhaltung der bisher betrachteten würdigen Haltung sorgen und außerdem die laufenden Geschäfte erledigen sollte, wurden die Mitglieder der früheren Kommission wiedergewählt, denn sie genossen bei der ganzen Studentenschaft das größte Vertrauen, und ihr Ansehen allein hatte es vermocht, die radikaleren und heißblütigeren Elemente zu mäßigen. Im Auftrage der Versammlung begaben sich die Delegierten zum Schulratspräsident und teilten ihm mit, daß sich die ganze Polytechnikerversammlung als relegiert betrachten müsse, wenn der hohe Schulrat glaube, die verhängten Wegweisungen nicht zurücknehmen zu können und nicht gesonnen sei, den früheren Bedingungen Genüge zu leisten.

Es dauerte mehrere Tage, bis die Antwort des Schulrates eintraf. Dies war am letzten Tage des Heumonates, einem Samstag, und sofort wurden alle Polytechniker verständigt, sich am Abend im „Weißen Kreuz“ zu versammeln. Es regnete in Strömen, und in dem spärlich erleuchteten Saale und bei der Ausdünstung der nassen Kleider war die Stimmung der Studenten so trübe wie das Wetter. Jeder einzelne empfand, daß man vor einer wichtigen Entscheidung stehe. Als der Präsident sich anschickte, den Beschluß des Schulrates vorzulesen, wurde es totenstill.

Von Nachgeben war keine Rede; der Schulrat stellte sogar die strengsten Forderungen:

Die Kommission der renitenten Polytechniker sei aufgehoben, die Mitglieder relegiert und hätten innerhalb zweimal vierundzwanzig Stunden Stadt und Kanton Zürich zu verlassen.

Die Schüler hätten zu ihrer Pflicht zurückzukehren.

Es werde der ganze Sachverhalt den Eltern mitgeteilt, sowie dem hohen Bundesrat sei Bericht über die Tatsachen und deren Resultate zu erstatten.

Nach Anhören dieser Mitteilung erhob sich ein ungeheurer Tumult.

„Wir gehen alle miteinander!“ schrien die Studenten. „So lassen wir uns nicht behandeln!“ Brüllen und Stampfen erfüllten den Saal und es dauerte geraume Zeit, bis sich der Sturm etwas gelegt und es dem Vorsitzenden möglich war, die Redner, die sich meldeten, zum Worte kommen zu lassen. Erst jetzt begriff Hans Thormann die Tragweite des Ereignisses. Ohne Wissen und Willen seiner Eltern hatte er sich mit seiner Unterschrift von der Schule losgesagt. Was sollte aus ihm werden, wenn er Zürich verlassen mußte? —

Nach flammenden Reden und Gegenreden verkündete der Präsident, daß am folgenden Tage die Liste zur schriftlichen Erklärung des Austrittes aus der Schule in diesem Saale nochmals aufliegen werde und die bindende Unterschrift von den Schülern bis abends sechs Uhr abzugeben sei, wobei die erste Unterschrift nicht mehr zähle und jeder frei nach eigenem Ermessen handeln könne.

Bald kehrten Mut und Selbstvertrauen zurück und mit kräftigen Worten beteuerten die Schüler die Festigkeit ihrer Gesinnung. Einer der Korps-Senioren forderte die Versammlung auf, die relegierten Vorstandsmitglieder, die sich auf uneigennützige Weise für ihre Kommilitonen eingesetzt hatten und ohne eigene Schuld ein Opfer ihrer Pflicht geworden waren, am Montag in großartigem Zuge an die Kantons-grenze zu begleiten.

Mit Hurra- und Bravorufen wurde dieser Vorschlag angenommen und ein Festkomitee ernannt, das alle Vorbereitungen zu treffen hatte.

*

Am Sonntag nach der ereignisreichen Sitzung erwachte Hans Thormann in aller Herrgottsfrühe. Der seelische Konflikt, unter dem er zu tiefst litt, bedrückte ihn immer mehr. Der Vater, durch die Zeitungen von dem Kampfe zwischen Lehrerschaft und Schülern des Polytechnikums unterrichtet, hatte brieflich versucht, den Sohn von einem unüberlegten Schritte abzuhalten. Doch sowohl seine Ermahnungen als die inständigen Bitten von Felix waren an Hansens Starrsinn abgeprallt. In seiner inneren Zerrissenheit beschloß er, einen Morgenspaziergang zu machen. Nach den Regentagen war die Sonne leuchtend

aufgegangen. Ohne auf den Weg zu achten, kam er über den Beltweg und den Kreuzplatz auf den Friedhof der erhöht gelegenen Neumünsterkirche. Unwillkürlich fesselte ihn die herrliche Aussicht auf die im Morgenglanze strahlende Landschaft. Schon belebten Rachen und Segelschiffe den blauen Wasserspiegel des Sees. In durchsichtiger Klarheit zog die Albiskette südwärts bis hinauf zum kühnen Gipfel der Hochwacht. Zwischen ihrer grünen Wellenlinie zeichnete sich die vegetationsentblößte Falätsche, wo einst der Berg sich in jähem Sturz einen Weg ins Tal hinabgebahnt hatte, scharf ab. Noch lag weicher Dunst über den fernen Schneebergen.

Abschied nehmen! dachte Hans: All dies verlassen! — Er schüttelte unwillkürlich den Kopf. Und doch, es mußte sein, er war es seiner Ehre schuldig! — Hastig schritt er weiter und erreichte über die alte Seestraße den lieblichen Tiefenbrunnen. Aber es lockte ihn nicht, die Gartenwirtschaft am Ufer des Sees zu betreten. Die neue Seestraße einschlagend, wanderte er raschen Schrittes in die Stadt zurück.

Es schlug sieben Uhr, als er über den Sonnenquai das Helmhaus erreichte. Bevor er sich anschickte, die Straße zu überqueren, blickte er hinauf zum Schlangenrelief an der Ecke des gegenüberliegenden Hauses. — Sogar ein Wurm findet Hilfe in seiner Bedrängnis, dachte er, — während ich —. Düsteren Sinnes erklimmte er die Treppenstufen zum Großmünster. An der Kirchgasse hemmte er plötzlich den Schritt. Vor dem Laden der Bäckerei Höscheler stand Regine, die kleine Weberin, wie sie die Studenten in der „Engelburg“ nannten, und kaufte die sonntäglichen Frühstücksbrötchen ein. Eben legte die Bäckersfrau die noch warmen doppelten „Mütschli“ auf das Auslagebrett vor dem geöffneten Schiebefenster — es führte keine Türe von der Straße in den Laden. Regine bezahlte, versorgte die Brötchen in ihrem Korb und deckte sie mit einem weißen Tüchlein zu. Als sie sich umwandte und Hans Thormann erblickte, zog eine zarte Röte über ihr Antlitz. Hans wollte dem Mädchen den Korb abnehmen. „Nein, das dürfen Sie doch nicht“, sagte Regine mit gesenkten Augen. Langsam schritten sie die Kirchgasse hinauf.

„Sie wissen, daß ich fortgehe von Zürich“, bemerkte Hans.

Regine schwieg.

„Es geht nicht anders. Wir Studenten müssen zusammenhalten.“

„Ja, ich begreife das“, tönte es leise von des Mädchens Lippen.

Hans konnte die Augen nicht von der kleinen Weberin wenden. Sie war doch gar nicht so klein! Schlank rechte sich der geschmeidige Körper, und in ringelnden Locken fiel das braune Haar auf das schlichte dunkle Kleid, das ein weißes Kräglein mit den von allen Jungmädchen gefertigten Frivolité-Spißchen zierte. Lange Wimpern beschatteten die zarten Wangen. Regine besaß ein geradezu klassisches Näschen und rote blühende Lippen. Ganz versunken in ihren Anblick öffnete Hans das Thor zur „Engelburg“. Sie huschte ihm voran die Treppe hinauf.

„Regine!“ erklang es plötzlich, „soll ich hier bleiben?“

Regine stand still. Unwillkürlich legte Hans die Hand auf ihren Scheitel und bog ihr Köpfchen ein wenig zurück. Da sah er das schönste Schauspiel seines bisherigen jungen Lebens: Die braunen Mädchenaugen lächelten unter Tränen und die weichen Lippen formten ein nur ihm verständliches Ja. Niemand hat gesehen, daß Regine einen Moment in den Armen des Studenten ruhte. Sie riß sich so rasch los, daß Hans sich nachher fragte, ob er wache oder träume, aber ein unsagbar seliges Glücksgefühl überzeugte ihn von der Wahrhaftigkeit des Geschehens.

An die dreihundert Polytechniker setzten an diesem Sonntag ihre Namen auf die verhängnisvolle Liste, damit ihren Willen bekundend, der Schule Valet zu sagen. Hans Thormanns Unterschrift fehlte.

*

Was klinget und singet die Straßen herauf?
Ihr Jungfrau'n, machet die Fenster auf!
Es ziehet der Bursch in die Weite,
Sie geben ihm das Geleite.

Ludwig Uhland.

In der Frühe des 2. August bedeckte herbstlicher Nebel Stadt und See und ein frischer Wind wehte. Aber bald flimmerte das Licht der Sonne durch den weißen Schleier, schlüpfte hinunter zum See, über die Dächer der Stadt hinweg und umfing auf der Schienhutterasse die Hochschule wie mit zärtlichen Mutterarmen. Bald wurde es ringsum lebendig. In Scharen erstiegen die Polytechniker den Berg; aber sie trugen weder

Mappen noch Bücher. Fahnen und Standarten flatterten; Karossen und Viergespanne standen bereit. Die mit blauweißen Federbüschen geschmückten Pferde scharrten ungeduldig mit den Hufen. Festordner in Frack und Zylinder, weißen Lederhosen und Stulpstiefeln, an der Schulter die blau-weiße Schleife, ritten kommandierend hin und her. Endlich war alles geregelt; ein Trompetensignal gab das Zeichen zum Abmarsch. Voran, hoch zu Roß, die Festordner mit dem Vorreiter, dann vier Landauer, jeder von zwei Paar gleichfarbigen, prächtigen Pferden gezogen. In ihnen saßen die relegierten Mitglieder der Kommission, immer wieder von rauschenden Hurrarufen begrüßt. Nach einer Militärkapelle folgten die einzelnen Korps und Verbindungen, die Senioren und Chargierten im Festwuchs, mit schwarzem Schnürrock und Cerevis, weißen Bein Kleidern und Kanonenstiefeln, in der rechten Hand mit dem weißen Stulphandschuh, den Korbschläger blank gezogen. Wieder eine Musik, und dann die Landsmannschaften: die Deutschen, die Norweger, die Schweden, die Ungarn, die Rumänen, die Holsteiner, die Italiener, die Tiroler und die Vorarlberger, die Amerikaner, die Franzosen, die Engländer, alle mit Fahnen und Abzeichen. Nach einem dritten Musikkorps erschienen die Studenten, welche weder Farben trugen, noch irgend einer Korporation angehörten, die „Wilden“. Den Zug beschloßen drei Festordner zu Pferd.

Neugierig warf die Sonne ihre Strahlenblicke auf das ungewohnte Schauspiel und ließ die gestickten Mützen, die blank gepukten Blechinstrumente und die Schlägerklingen golden funkeln und gleißen. Langsam zog sich der Zug die Windungen des „Halseisens“ hinab. In den engen Straßen und Gassen der Stadt stand die Menge, Kopf an Kopf gedrängt, und aus jedem Fenster blickten erstaunte Zuschauer herab. Ach, sie waren nicht alle froh gesinnt: „Jesses, jesses, wer wird jetzt mein teuer möbliertes Zimmerchen mieten, wenn wir keine Polytechniker mehr haben!“ jammerte eine Frau.

„Der Lump von einem Studenten ist mir die letzte Miete noch schuldig. Wovon soll ich mit meinen Kindern leben, wenn er fortgeht, ohne daran zu denken“, schalt eine andere.

„Eine ganz verfluchte Geschichte!“ bemerkte ein Wirt zu seinem Nachbar, „wer bezahlt mir die vielen Maß, die noch angekreidet sind, wenn sie alle fortziehen?“ —



Abschiedsversammlung der streikenden Polytechniker
auf dem alten Stadthausplatz im Kraß
vor der Wegfahrt nach Rapperswil, 2. August 1864

Manchem blühenden Jungfräulein blinkten Tränen in den Augen, denn es dachte an den einen, heißgeliebten Studenten, der jetzt in die Fremde zog. Dabei marschierten die schlimmen jungen Burschen so stolz vorbei, als hätten sie an Stelle des Herzens einen Stein in der Brust. Ach, ihr Weggang wurde nicht nur von den lieblichen Zürcherinnen bedauert, auch mancher bedächtige Philister fühlte ein menschliches Rühren, und das Verständnis ging ihm auf, daß die Handlungsweise der Jünglinge nicht leichtfertiger Überhebung entsprungen war, sondern einem irregeleiteten Ehrgefühl. Selbstverständlich konnten aber die Meister der Schule in ihrer Pflicht nicht wankend werden und die Republik keine Forderungen gewähren, die sich gegen die Befolgung der Prinzipien eines wohl überdachten Reglementes wendeten, war doch das Polytechnikum eine vaterländische Anstalt, eine Stätte der Ordnung und der Sitte.

Felix Wartburg hielt sich etwas abseits. In Gedanken weilte er bei Hans Thormann. Wenn Felix auch dem Vetter geraten hatte, seine Studien nicht zu unterbrechen, so war er bei dessen Charakterveranlagung doch erstaunt, daß er sich — wie er glaubte — von Gründen der Vernunft hatte leiten lassen, seine Austrittserklärung zurückzunehmen. Er kannte den Freund zu gut, um nicht zu wissen, daß dieser Entschluß ein schweres Opfer für ihn bedeutete, und begriff vollkommen, daß er der Abschiedsfeier seiner Kommilitonen nicht beiwohnen konnte.

Durch die Münsterergasse erreichte der Festzug das Niederdorf, dann ging's dem Limmatquai entlang über die Brücke und beim Stadthaus vorbei zur Bauschanze. Dort lagen zwei mit Wimpeln und Girlanden geschmückte Dampfboote bereit, um die Studenten nach der Rosenstadt Rapperswil, jenseits der Kantonsgrenze, zu bringen. Wie sich die Jünglinge einschifften, spielten die Musikanten einen fröhlichen Marsch. Die Pferde stampften und bäumten sich, die Fahnen flatterten, die Mützen und Schläger schwangen: Leb' wohl, du herrliches Zürich, du schönste Stadt der Musen! Lebt wohl, ihr lieben, holden Mädchen, Trost und Freude unserer Herzen!

Unter Hurrarufen und Tücherwinken fuhren die beiden Schiffe ab. Im warmen Südwind rauschten die bunten Wimpel und die Schweizerfahne am Heck entfaltete majestätisch das weiße Kreuz im roten Feld. Zum letztenmal vielleicht

trugen viele Studenten die Farben ihrer Verbindung. Sie schwenkten die Mützen und die von schöner Hand geschenkten Blumensträuße. Einige Singstudenten stimmten das Lied an:

„Mueß i denn, mueß i denn zum Städtele 'naus, Städtele 'naus,
Und du, mein Schatz, bleibst hier.“

Die andern fielen kräftig ein, und wenn auch ganz im geheimen manchem Studenten Wehmut das Herz bedrängte, so ließ er sich dies nicht merken, sondern sang so frohgemut in den hellen Sonnenschein hinaus, als ob ihm der Himmel voller Geigen hänge.

Jetzt tönte es nur noch ganz leise vom See zurück:

„Sind au drauß, sind au drauß der Mädeli viel, Mädeli viel,
Lieber Schatz, i bleib dir treu.“

*

Während der Ferien hatten die aufgeregten Gemüter Zeit, sich zu beruhigen. Hans Thormann errötete wie ein kleiner Schulbube, als ihn die Mutter beim Empfang in Aarburg mit ganz besonderer Bärtlichkeit in die Arme schloß und zu ihm sagte, sie werde es ihm nie vergessen, daß er den Wünschen des Vaters nachgekommen sei und die Studien in Zürich fortzusetzen gedenke.

Für das Wintersemester der technischen Hochschule trafen, trotz schlimmer Voraussagen, eine Menge Neuansmeldungen ein, nicht nur aus der Schweiz, sondern auch aus dem Auslande, und die Befürchtung, der Studentenstreik könnte nachteilige Folgen für das Gedeihen der Schule haben, zeigte sich unbegründet. Die Eltern begrüßten es, daß ihre Söhne am Polytechnikum mit größter Strenge zur Arbeit angehalten wurden und daß sie sich nicht gegen die Schulordnung auflehnen durften. Wahrheitsgetreu muß aber auch erwähnt werden, daß die renitenten Schüler im späteren Leben zu angesehenen Stellungen gelangten. Viele von ihnen konnten ihre Studien nicht an einem ausländischen Polytechnikum fortsetzen und mußten sich aus eigener Kraft in der harten Schule des Lebens bewähren. Wenn sie sich aus falschem Ehrgefühl der Führung der eidgenössischen Hochschule entzogen hatten, so war es jetzt die Erkenntnis der wahren Ehre, die jedem den Weg wies und ihn lehrte, durch Aufopferung, unermüdliche Tätigkeit und

kluge Ausnutzung der Zeit persönliche Freiheit und Würde zu erringen. Und die göttliche Führung, die nie versagt und sich segensreich auswirkt, auch dann, wenn der Mensch ihr in falsch verstandenem Eifer entgegenstrebt, leitete die Jünglinge auf dem Wege weiser Unterordnung und treuer Pflichterfüllung und half ihnen, ihr vorgestecktes Ziel zu erreichen.

* * *

Quellen und Literatur.

Zeitgenössische Tagebücher aus Privatbesitz.

Familienerinnerungen der Verfasserin.

Bischoffe, Rolf: „150 Jahre Aarauer Radetten, 1789—1939“.

Von Roten (Pseudonym von Architekt Runkler): „Studentenstreik“. Zürich, David Bürkli, 1898.

Bericht der ausgetretenen Polytechniker über die Vorgänge am Eidgenössischen Polytechnikum 1864.

Verband der Studierenden an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich, Festschrift 1863—1913.

Wolf, Rudolf: „Das schweizerische Polytechnikum“. Historische Skizze zur Feier des 25jährigen Jubiläums im Juli 1880.

Neue Zürcher Zeitung vom Sommer 1864.

Neue Zürcher Zeitung vom 24. Mai 1889: „Altes und Neues aus Zürich“, nach einem Vortrag von R. Ottensofer.
